



61

**Edward Kienholz**  
Der amerikanische  
Künstler wird in Basel  
gefeiert. Seite 63

**Gesellschaftsroman**  
Christos Tsiolkas gibt  
ein farbiges Bild von  
Australien. Seite 65

**Das Kino lebt**  
DVD und Video können  
das Kinoerlebnis nicht  
ersetzen. Seite 62

# Stimme der Finsternis

Er ist der begabteste Songwriter seiner Generation. Daran wäre Ryan Adams fast zerbrochen. Nun zieht der Vielseitige im Album «Ashes & Fire» zarte Saiten auf. Eine Begegnung in Boston. Von Bänz Friedli

**M**ike zieht sich die Wollmütze der Montreal Canadiens noch tiefer ins Gesicht, Mary umfingert klamm den Plasticsack voller CD, die sie signieren lassen möchte. Aus den Schächten der Subway dampft es, ein eisiger Winter tag geht zu Ende. Die beiden sind eigens aus Bangor, Maine, hierhin ins 400 Kilometer entfernte Boston gefahren, um ihn zu sehen: Ryan Adams. «Wir mögen seine beseelten Texte», sagt Mary. Seit Stunden frieren sie vor dem «Orpheum Theatre», doch die Türsteher, ein Schlaks und ein Pfundskerl, lassen sie nicht hinein.

Das Konzerthaus ist eher alt als ehrwürdig. Drinnen blättert der Goldputz, die messinggefassten Leuchter flackern. «Oooh, mein Highschool-Schatz», säuselt ein Zerzauster am Klavier in den leeren Saal, «weisst du noch, wie du dir in die Hose machtest und ich dir einen neuen Slip kaufen musste?» Adams improvisiert zum Soundcheck ein Blödelied. Der Mann kann albern sein. Und im nächsten Augenblick todernst. Er kann sowieso alles: von Bluegrass bis Punk, von leisem Folk bis Dark Metal; er spielt mit Norah Jones wie mit den Foo Fighters.

Ein Wunder, dass man ihn überhaupt trifft. Vor drei Jahren hatte er kundgetan, er höre auf, Musik zu machen. Adams, wiewohl erst 34, war ausgebrannt, litt an Schlafstörungen, Ohrensausen und Schwindel. Ende 2011 dann die Kehrtwende: Adams veröffentlichte das berührende Album «Ashes & Fire», kehrte gar auf die Bühne zurück. Man wurde gewarnt: vor einem Übellaunigen, der die Reporter beschimpfte. Und man möge um Himmels willen davon absehen, den anderen Adams zu erwähnen – Bryan, den Stadionrocker.

## Musik als Zuflucht

Doch sanfter könnte der Pausbäckige im löchrigen Motörhead-Pulli nicht sein, der einem nun in der winzigen Garderobe gegenüber sitzt. Ryan Adams lobt das europäische Publikum: «Es will gekitzelt, intellektuell herausgefordert werden.» Stapelt tief: «Privat bin ich ein Langweiler.» Nuschelt dann: «Für mich ist die Musik ein Zufluchtsort vor den Leiden des Lebens.» Jeans, Strubbelhaar, rosiges Bubengesicht. Adams klammert sich an eine Henkeltasse mit Tee. Er muss schon unausgeschlafen zur Welt gekommen sein. Oder gähnt er aus Verlegenheit?

«Der tut mir leid», kommt er von sich aus auf den anderen Adams zu sprechen, Bryan. «Es ist, als klebte auf jedem seiner Songs ein Sticker: «Zielpublikum: Masse.»» Auch er, Ryan, galt vor zehn Jahren als kommender Topstar. Als den «Mann, der die Country-Musik retten wird», feierte ihn die Zeitschrift «Esquire», und der Chef seiner Plattenfirma Lost Highway, Frank Callari, posaunte: «Ryan ist nur



noch drei Minuten und 30 Sekunden vom ganz grossen Erfolg entfernt.» Es klang wie eine Drohung: Bring uns endlich den grossen Hit! Und es war ein Missverständnis. «Ich will gar kein Superstar sein», sagt der Sänger heute, «ich will Ryan Adams sein.» Adams malt, schreibt Short Stories, halluziniert in Gedichtbänden luzide über die menschliche Existenz. Er behauptet, Country zu hassen, und singt butterweiche Country-Nummern. Er schreibt seine Texte auf der Schreibmaschine, stellt unter Pseudonymen wie «Wewolp» obskure Metal-Songs ins Internet. Und Liebeslieder klingen bei ihm so: «Komm, mach mich fertig und klau all meine Platten!»

## Liebschaften und Abstürze

Schon mit der Band Whiskeytown wendete Adams die Lieblichkeit seiner Songs mit leisen Brüchen in Melancholie. Auf dem stupenden Solo-Debüt «Heartbreaker» massakrierte er im Jahr 2000 die Klischees des Genres vollends: Ross-und-Reiter-Romantik, bei der das Pferd längst tot ist und man dafür einen Kater hat. Bluesiges Rumpeln störte den Tanz der Mandoline, Garagenrock zerfräste das Schmeicheln der Lapsteel-Gitarre. Lost Highway wollte einen Star, doch Adams schillerte lieber, als zu glitzern. Schaffenswütig lieferte er binnen zwölf Monaten fünf Platten ab. Das Label refüsierte eine nach der anderen. «Zu traurig» klängen sie. «Aus Trotz hab ich dann diese Scheissplatte «Rock 'n' Roll» gemacht: Hier habt ihr, was ihr wollt!» Er persiflierte alles, was Erfolg hatte: The Strokes, Oasis, Nirvana, U2. «Diese Idioten merkten's nicht und dachten: Endlich ein Hit-Album!»

Adams verabscheut den auf Verkauf getrimmten Nashville-Pop. «Diese blondierten One-Hit-Wonders verkörpern Amerika, denn hier gewinnt der Stärkste, Lauteste, Skrupelloseste. Kapitalismus pur, in Amerika geht's nur ums Überleben.» Pause. «Mir geht's um mehr. Ums Sein.»

Er wurde zum Getriebenen, soff, machte mit Liebschaften von sich reden: Winona Ryder, Alanis Morissette, Lindsay Lohan. Die Drogen wurden härter. Abstürze. Und weitere grossartige Alben, die seine Vorgesetzten nicht mochten. «Statt mich ziehen zu lassen, beharrten sie auf dem Vertrag.» Adams fingert an Nase und Ohr herum, schaut kaum von seinem Handy auf – er sucht in einem Onlineshop nach einem bestimmten Kabel –, er zögert, beginnt jeden Satz mit «I mean» oder «I guess», spricht von sich in der dritten Person: «Man hat diesen Endzwanziger daran gehindert, seine Jugend auszuleben.» Bis er sich endlich von Lost Highway lösen konnte, legte er sich mit der Band The Cardinals einen Decknamen zu. «Ich war so erschöpft von der Schlacht, dass ich mich in der Gruppe versteckte. Dabei mochten wir uns nicht mal besonders.» Vor fünf Jahren

Singer/Songwriter, Maler, Poet: der amerikanische Musiker Ryan Adams aus North Carolina. (6. September 2011)

► Fortsetzung Seite 62



## Stimme der...

◀ Fortsetzung von Seite 61

entsagte er den Drogen. «Und sobald ich clean war, merkte ich, wie unglücklich ich mit den Cardinals war.» 2009 heiratete er, beschloss, fortan seine eigene Plattenfirma zu sein, und gründete das Label Pax-AM. «Endlich habe ich künstlerische Freiheit.» Heimkehr, Geborgenheit sind die Leitmotive der Comeback-CD. Sie beweist, dass ein Geläuterter nicht öde klingen muss.

Im Foyer trinkt die studentische Jugend Bitter Ale, bärtige Brillenträger kaufen Vinyl-LP. Auch Mike und Mary sind hier. Punkt 21 Uhr tritt Adams allein auf die riesige Bühne, hängt seine Lederjacke über eine Lehne, setzt sich und singt «Oh My Sweet Carolina», die zartbittere Ode an die Heimat North Carolina. Er beugt sich über die Gitarre, das Haar dient ihm als Vorhang. Sieht man seine Augen doch einmal, sind sie geschlossen.

Schmerzhaft intim sein Rezital. Adams fistelt und jault, windet sich, sagt kein Wort zum Publikum. Nach einigen Liedern zieht er den Motörhead-Pulli aus, darunter trägt er ein Shirt von Motörhead. Er beginnt herumzualbern und parodiert, weil ein Lautsprecher rumort, den jungen Ryan Adams. «Grrr! Früher wäre ich jetzt mit den Fäusten auf den Techniker losgegangen.» Dann setzt er ein zweites Mal zu «Oh My Sweet Carolina» an, völlig anders. Bob Dylan fällt einem ein, der seine Lieder immer aufs Neue verfremdet. Wie Dylan ist Adams ein Liederdichter, zu vielseitig fürs simple Geschäft. Nur wurde dem jungen Dylan noch Raum für stilistische Volten gewährt, er durfte sich in Folk und Rock, Country und Gospel versuchen.

«Musik ist nur emotionales Feuerwerk», hat Adams in der Garderobe gesagt. «Während sich der dreckige Erdball dreht, siehst du vom Himmel aus kleine Lichter aufscheinen, die den Gang der Welt nicht ändern, aber für kurze Zeit die Finsternis erhellen.» Nun sitzt er da, eins mit seinen Liedern, und es wird deutlich: Ryan Adams lebt in diesen Songs. Sie sind sein Zuhause, und ihr Geheimnis ist, dass hier ein Untröstlicher Trost spendet. Mit «When Will You Come Back Home» entlässt er uns nach über zwei Stunden in die Nacht von Boston.

Ein bleicher Vollmond leuchtet verschwenderisch auf gläserne Bürotürme, wieder hoffen Mike und Mary auf eine kurze Begegnung. «Wir identifizieren uns mit Ryans Art, das Leben zu meistern, auch wenn es ein Kampf ist», sagt Mike. Und man getraut sich nicht, ihnen zu sagen, dass Adams, der Tröster, das Lokal soeben mit einer Pizza durch den Hinterausgang verlassen hat, auf in eine neue Stadt.

## Best of Ryan Adams

Missraten ist noch keine der zwei Dutzend CD, an denen Ryan Adams mitwirkte, nicht einmal die trotzige Parodie «Rock 'n' Roll». Perlen im breiten Œuvre sind das Solo-Debüt «Heartbreaker», das Country-Album «Jacksonville City Nights», die Sammlung «Demolition» – wiewohl von der Plattenfirma gegen seinen Willen zusammengeschustert – und das folglich leise, versöhnliche neue Album «Ashes & Fire», auf dem Norah Jones Piano spielt. (Pax-AM/Sony).



Die meisten Zuschauer waren als verliebte Teenager im Kino – und erinnern sich dann ein Leben lang daran.

## Das Kino ist tot – lang lebe das Kino!

Der Erfolg von iPhones und Video-on-Demand befeuert die Mär vom Tod des Kinos. Unsinn – es erlebt dank Digitalisierung eine Renaissance, schreibt Christian Jungen

Hollywood peitscht die Durchsetzung von Video-on-Demand voran. In wenigen Jahren können wir jeden Film jederzeit mit einem Click auf Fernsehschirm, Tablet oder Smartphone laden. In den USA der Filmverleih via Internet boomt und 2011 die Kinoeintritte zurückgingen, flackert das Gerede vom Tod des Kinos wieder auf. Archivar Paolo Cherchi Usai behauptet in seiner apokalyptischen Aphorismensammlung «The Death of Cinema», mit der Digitalisierung sei ein «dunkles Zeitalter» angebrochen, das das Ende des Kinos einläute.

In der Schweiz spielt der ehemalige NZZ-Filmkritiker Andreas Maurer die Rolle des Provokateurs. In seinem an sich brillanten Buch «Filmriss: Zehn grosse Irrtümer rund ums Kino des 21. Jahrhunderts» (Howeg, 134 S., Fr. 32.–) erklärt er die Formel «Film ist Kino, Kino ist Film» für passé. Er nimmt seine ehemaligen Berufskollegen ins Visier: «Wie engstirnig erscheint bei alledem eine Filmkritik, die sich um die von den Massen gelebte Wirklichkeit foutiert; die bis auf einige kärgliche DVD-Besprechungen die Auswirkungen der Digitalisierung weitgehend ignoriert; die sich – wie vor einem halben Jahrhundert – auf in den örtlichen Kinosälen wöchentlich neu anlaufende Filme konzentriert.» An den Solothurner Filmtagen forderte Maurer eine Abkehr der Filmjournalisten von der Kino-Agenda.

Für die siebte Kunst wäre das fatal. Denn würden Kritiker beliebig über

irgendwelche Streifen schreiben, die sie im Internet, an einem Festival oder im Flugzeug gesehen haben, erlitt die Filmbranche dasselbe Schicksal wie die Musikindustrie: Sie verlöre Aufmerksamkeit und Umsätze, weil sich ihr Publikum in kleinste Interessengruppen zersplitterte. Kino ist aber ein Massenmedium, das ein menschliches Grundbedürfnis befriedigt: die gemeinsame Schaulust. Früher stillte diese das griechische Theater, später der römische Zirkus, dann das elisabethanische Theater und, seit 1895 der erste Film der Brüder Lumière über die Leinwand flimmerte, das Kino. Man besucht es, weil man in der Dunkelheit in anonymer Gemeinschaft in eine andere Welt eintauchen und die Hektik des Alltags bei ausgeschaltetem Handy vergessen will.

Die Mär vom Tod des Kinos ist so alt wie das Medium selber. Sie feierte erstmals Hochkonjunktur, als sich der Tonfilm durchsetzte. Als dann das Fernsehen in die Stuben kam, wurde das Lichtspielhaus endgültig für tot erklärt – und blühte mit dem Autorenkino wieder schöner denn je, bis es mit Aufkommen des Videos von den Kulturpessimisten erneut aufs Sterbett gelegt wurde. Auch die Digitalisierung wird das Kino als soziale Institution nicht überflüssig machen. Es wird sich vielmehr bewahrheiten, was Medientheoretiker Marshall McLuhan festhielt: Neue Medien verdrängen alte nicht, sie ergänzen sie. Aber das Zeitbudget des Nutzers verteilt sich

## In Zeiten übersteigter Individualisierung ist das Bedürfnis nach Gemeinschaft eher gewachsen.

auf mehr Kanäle. Die Leute werden trotz iPhone und Video-on-Demand weiterhin ins Kino gehen.

Das beweist «Intouchables». Demnächst überholt die Sozialkomödie in der Schweiz den Science-Fiction-Film «Avatar» (2009) als erfolgreichsten Kinofilm. Weit über eine Million Menschen haben ihn gesehen. Warum? Weil sie gemeinsam lachen, gemeinsam weinen wollen. Gerade bei diesem Film ist das Kollektiv-Erlebnis ein zugkräftiges Versprechen. In Zeiten übersteigter Individualisierung, wo alle mit Kopfhörern im Fitnesscenter für sich trainieren, ist das Bedürfnis nach Gemeinschaft eher gewachsen.

Mit der Digitalisierung wird das Kino sogar aufgewertet, weil die unterschiedlichen Startdaten wegfallen. Hollywoodfilme kommen weltweit am gleichen Tag heraus. Frau Meier aus Möhlin kann einen Film gleichzeitig geniessen wie ihre Facebook-Freunde in Mailand und Melbourne. Im Kino erfüllt sich somit der alte Traum der Antike und der Aufklärung von Weltbürgern, die über gemeinsame Geschichten und Werte reflektieren.

Die Verwertungskette hat sich mit DVD, Video-on-Demand und Pay-TV zweifellos erweitert. Aber das Kino wird der Ort der öffentlichen Filmtaube bleiben. Dank dem grossen Publikum setzt es das kulturelle Prestige und den kommerziellen Wert eines Werkes fest. Dabei werden, gerade weil Filme überall vorhanden sind, die Ansprüche an ihre Qualität (und jene der Säle) steigen. Zuletzt sorgten die verunsicherten Verleiher für eine regelrechte Schwemme. Kamen in der Schweiz 1995 noch 273 neue Titel ins Kino, waren es letztes Jahr über 500. Das lässt auch die Zahl der Flops ansteigen. Hier wird es Änderungen geben: Weil es teuer ist, ein Werk bekanntzumachen, werden sich der x-te Schweizer Dok-Film über ein paar Jodler im Krachen mit einer Premiere an den Solothurner Filmtagen und die neueste Jennifer-Aniston-Komödie mit einer Veröffentlichung auf DVD oder im Internet begnügen müssen.

Natürlich ist es traurig, wenn traditionsreiche Säle schliessen. Aber dafür entstehen neue – mit modernster Technik und bequemen Sitzen. Auch in ihnen werden wieder Kinder mit grossen Augen Abenteuer bestaunen und Verliebte sich zum ersten Mal küssen. Im Kino erhalten Filme an magischen Abenden einen Teil jenes Zaubers und jener Aura zurück, die Walter Benjamin in seinem Aufsatz über das «Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit» für verloren erklärte.

## Abgründe (522)

Er hasste seine Mutter und ging mit Steingewichten in den Taschen zum See

Angelika Overath

Als sein Vater starb, war er keine fünfzehn Jahre alt. «Todesstoss» schrieb die streng pietistische Mutter in ihr Tagebuch. Ihre neunjährige Tochter war fügsam, aber der Sohn wollte bei den Hausandachten nicht mehr laut mitbeten, träumte gar davon, «Sonnenanbeter» zu werden und das Christentum mit dem Heidentum zu tauschen. Das Internat in Lausanne brachte keine Besserung; dort hatte er auch noch angefangen zu schreiben. Die Mutter schickte seine Verse an einen Bekannten nach Stuttgart. Den Antwortbrief, in dem es hiess, der Knabe solle das Reimen lassen, hängte sie ungeöffnet an den Weihnachtsbaum. Immer mehr zog sich der Sohn zurück. Er verweigerte

Gesellschaften, las im verdunkelten Zimmer. Wiederholt hörte er, dass man unten auf der Strasse sagte, er sei gestorben. Einmal riss er das Fenster auf und schrie, er lebe noch. Manchmal unternahm er riskante Bergtouren oder ruderte mit dem Boot weit hinaus und schwamm bis ausser Sichtweite. Mutter und Schwester beobachteten, wie er mit Steingewichten in den Taschen zum See ging. Sie liessen ihn gewähren. Betend. Erwarteten sie ein Gottesurteil?

Dann entdeckte er Friedrich Theodor Vischer und las, der Pietismus sei «eine Krätze, eine Eiterung der besten Säfte des Geistes», und: «Pietist ist, wer nach Religion riecht.» Er

liebte seine Mutter und hasste sie, weil ihr Gott wichtiger war als er. Nie konnte er ihr genügen.

Er ist Mitte zwanzig, als er hört, wie die Mutter gegenüber einer Besucherin bemerkt, sie habe ihren Sohn aufgegeben. Sie habe für ihn keine Zukunftshoffnungen mehr. Der Jüngling ist ausser sich und fragt die Schwester: «Was ist denn nur an mir, dass man mich nicht liebgewinnen kann? Inwiefern bin ich denn nicht wie die anderen?» Er fühlt sich körperlich abtossend, fürchtet, er rieche schlecht aus dem Mund. Man gibt den nervlich Labilen in eine pietistische Irrenanstalt. Von dort schreibt er Briefe, bekennt sich schuldig, seine Mutter

«quasi zu Tode zu quälen», weil er nicht der tüchtige Sohn sein kann, den sie einfordert. Aber wenn er so «ein Teufel» sei, dann doch «ein armer Teufel». Die fanatische Mutter lässt nicht locker. «Bete, arbeite», schreibt sie zurück: «Wenn Du noch nicht beten kannst, so arbeite, und Du wirst sehen, wie Du durch dieses auch zu jenem geführt wirst.» Er droht, letztes Hilfsmittel, sie als ein Zersprungener verletzen zu müssen: «Überdies, wenn etwas bricht, schneiden die Stücke.»

Ein debiler Pflegesohn im Haushalt stirbt an Leukämie, die Mutter, die an seinem Bett wachte, fühlt sich als Mörderin; sie kommt in die Nervenheilanstalt, in der auch ihr Bub war, und ertränkt sich im nahen See.

Nun sind die Geschwister Erben und unabhängig; eine Zeit der Zwei-

samkeit beginnt. Die begabte Schwester, die Malerin hatte werden wollen, sich wegen der Mutter aber in der Pflege von Nervenkranken ausbilden liess, ist ganz für ihn da: Hausfrau, Sekretärin, Muse. (Freud hat sich sehr für dieses Verhältnis interessiert.) Eine gemeinsame Italienreise. In der Sixtinischen Kapelle weiss er: «Ich will ein Michelangelo der Sprache werden.» Er konzipiert ein Gedicht, an dem er, als könne es sein Lebensrätsel lösen, über 24 Jahre arbeiten wird. Es handelt vom erfüllten Gleichgewicht polarer Energien.

Wer war der unglückliche Dichter, der seine Schwester später durch eine eifersüchtige Gattin verlor?

Alphanumerische Lösung:  
3-15-14-18-1-4-6-5-18-4-9-14-1-14-4-13-5-25-5-18

